



# Rappen lernen

---

Mark Greif

---

edition suhrkamp digital

SV

bei stieß ich auf unzählige Webseiten, auf denen Exegeten über diesen Texten brüten – und es sind längst nicht alle Dispute über die richtige Auslegung ausgestanden.

\*

Ich bin in einem Vorort von Boston aufgewachsen. In meiner Kindheit war meine Großmutter praktisch immer präsent. Wenn sie nicht den Zug nahm, um das Wochenende bei uns zu verbringen, besuchten wir sie in ihrer Genossenschaftswohnung in der Nähe der Williamsburg Bridge auf der Lower East Side von Manhattan.

Etwa zwanzig Jahre zuvor hatte die New York Housing Authority auf der anderen Seite der Delancey Street die Gompers Houses errichtet, nach einem Gewerkschaftsführer benannte Mietskasernen mit Sozialwohnungen. Zu diesem Zweck wurde das halbe Viertel planiert, darunter auch der Block in unserer Straße, in dem mein Großvater geboren war (auf einem Küchentisch im zweiten Stock der Mietskaserne, so wollte es zumindest die Familienlegende). Eigentlich ging es darum, die Slums aufzuräumen, man sprach jedoch von »Stadterneuerung«. Die Geschwindigkeit, mit der die Behörden Menschen in die neuen Sozialwohnungen umsiedelten, vertiefte zusammen mit der Wirtschaftskrise, die New York in den späten siebziger Jahren erfasste, die Brüche zwischen den einkommensschwachen orthodoxen Juden in den Arbeiterwohnungen auf unserer Seite der Straße und den einkommensschwachen Puerto Ricanern, die gemeinsam mit Schwarzen und Neuankömmlingen aus der Dominikanischen Republik in der »Loisada« wohnten.

Eine Zone, in der sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen begegneten, war der Sheriff Park (heute Gulick

Park) direkt unter dem Fenster meiner Großmutter, die im ersten Stock wohnte. Damals, ich muss so fünf oder sechs gewesen sein, hörte ich zum ersten Mal Rapper und Beatboxer, die Musik kam von den Picknick-Tischen im Park. Ich fand heraus, um welche Uhrzeit sich rund um batteriebetriebene Kassettenrekorder (Weiße nannten sie damals noch »Gettoblaster«) kleine Grüppchen versammelten, die mit dem Lärm des J- und des Z-Train wetteiferten, der direkt über uns auf die Brücke fuhr und so etwas darstellte wie eine rollende Leinwand für Graffiti, die heute zwar bejubelt werden, damals aber noch als etwas Erschreckendes galten. Dass meine Großmutter die *Daily News* las, die praktisch jeden Tag – zumindest immer wenn ich da war – auf der Titelseite berichtete, dass wieder jemand auf die Gleise geschubst, in den U-Bahn-Tunnel gezerrt und dort vergewaltigt oder ausgeraubt und zusammengeschlagen worden war, trug nicht gerade zur Beruhigung unserer Familie bei. Diese Meldungen hielten bis 1984 an, dem Jahr, in dem der als »Subway Vigilante« bekannt gewordene Bernard Goetz, ein Weißer, vier Schwarze niederschoss, die ihn angeblich bedrängt hatten. Immer wenn ich die Kassettenrekorder hörte, legte ich meinen Kopf auf das Fenstersims und lauschte wie ein Spaniel. Oder ich schmiegte mein Gesicht in die Gardine, die zu zerreißen drohte, bis mein Vater zum fünften Mal rief, ich möge doch nun bitte endlich zum freitäglichen Sabbat-Essen kommen.

Besonders gut erinnere ich mich an einen Spaziergang, den ich 1980 oder 1981 mit meinem Vater unternahm. Wir liefen durch die Straßen, in denen er aufgewachsen war, und sahen plötzlich, wie aus einem Fenster in einem der oberen Stockwerke der Wohntürme eine Schallplatte nach

der anderen segelte und auf dem Gehweg zerschellte. »Warum machen die das?«, fragte ich. Ich war ziemlich beeindruckt, dass dort jemand wohnte, der es sich leisten konnte, derart verschwenderisch mit Schallplatten umzugehen. Selbst meine Eltern hatten nur eine kleine Sammlung (die LPs stammten hauptsächlich aus ihrer College-Zeit), und ich wünschte mir Platten sehnlicher als Bonbons oder Gold. Eigentlich hatte man mir doch beigebracht, dass dort *arme Leute* wohnten, eine Kategorie, von der ich damals noch nicht wusste, dass man sie auch auf meine Großmutter und ihre Nachbarn anwenden konnte. »Dafür gibt es keine Erklärung«, sagte mein Vater.

Der erste Song, den ich je zu rappen versucht habe – zumindest den Refrain –, stammte von einem K-Tel-Sampler auf Kassette. Es war »The Message« von Grandmaster Flash and the Furious Five. K-Tel stellte jeden Monat die größten Radiohits zusammen, um sie dann in Drogerien oder nachts im Fernsehen billig zu verkaufen. Ich lag auf meinem Bett in unserem Bostoner Vorort, spulte immer wieder zurück und lernte den Text, der auf dem Beat betont wird, zerhackt in einfache Viertelnoten:

»Don't – push – me – 'cause – I'm – close – to – the ...  
edge  
I'm – try – in' – not – to – lose – my – head ...  
Ha ha ha ha  
It's like a jungle sometimes it makes me wonder how I  
keep from goin' under.«

Die Strophen habe ich damals nicht gelernt, und ich kann sie bis heute nicht auswendig. In meinem Kopf stellte ich jedoch eine Verbindung zwischen dieser Stimme, vor al-

lem dem zornigen Lachen, und dem Rätsel der Schallplatten her, die aus dem Fenster hoch oben in der Wohnsiedlung segelten.

Ein Standardmotiv, das in allen Erzählungen über die eigene Hip-Hop-Biografie auftaucht (bei Fans, aber auch bei den Musikern), ist der Moment, in der die jeweilige Person zum ersten Mal hört, wie jemand einige Minuten am Stück rappt. Man realisierte, dass da etwas Außergewöhnliches passierte, das einen sofort veränderte. Jay-Z zum Beispiel beschreibt in seiner Autobiografie *Decoded*, wie er einen Teenager sah, der bei den Marcy Housing Projects (am, von der Delancey Street aus gesehen, anderen Ende der Williamsburg Bridge in Brooklyn, gerade einmal eine U-Bahn-Station entfernt) inmitten einer kleinen Gruppe von Menschen stand und ohne Begleitung ein paar Takte freestylete.

Als Hip-Hop im Bewusstsein der amerikanischen Öffentlichkeit auftauchte, war selbst mir als weißem Mittelklasse-Kind aus der Vorstadt, das davon im Radio und im Fernsehen so gut wie nichts mitbekam und das von der schwarzen Community komplett abgeschnitten war, klar, dass hier etwas Bedeutendes vor sich ging. Auch ich wollte unbedingt Werte in dieses Phänomen hineinlesen, um es »realer« zu machen. Politische Werte, die eine Alternative zu Ronald Reagans grinsendem Kürbiskopf darstellten, den ich zur Zeit seiner Wiederwahl 1984 bereits aus den Abendnachrichten kannte und der mir bald wie die Fratze des Todes vorkam.

\*

Im Nachhinein wundere ich mich darüber, wie viele musikalische Schlüsselmomente der frühen Geschichte des

Hip-Hop ich über die Jahre hinweg selbst mitbekommen habe. Ich kann mich noch daran erinnern, es muss so 1985 gewesen sein, dass ich abends lange aufblieb, weil ein kleiner Musik-TV-Sender in Boston Run-DMC spielte. 1988 gelang es mir dann irgendwie, *Straight Outta Compton* von N.W.A. auf Kassette aufzutreiben, obwohl die Platte damals im Radio nicht gespielt oder beworben wurde, weil die Medien sie wegen Songs wie »Fuck tha Police« oder »Gangsta Gangsta« an den Pranger stellten. *People's Instinctive Travels in the Paths of Rhythm* von A Tribe Called Quest kannte ich in- und auswendig, die ersten Alben von De La Soul ebenso. Damals gab es übrigens Weiße, die zu berichten wussten (wie sie an diese Informationen kamen, ist mir bis heute nicht klar), diese Bands würden in der schwarzen Community als »Hippie-Rapper« oder »Rucksack-Rapper« verspottet. Zwei Acts aus dem Goldenen Zeitalter des Hip-Hop, Black Sheep und Ice-T, sah ich sogar – mehr oder weniger aus reinem Zufall – live und mit eigenen Augen: einmal aus einer Distanz von etwa zehn Metern (ich hatte einen Sitzplatz), einmal aus einer Entfernung von wenigen Zentimetern (man hatte mich gegen die Absperrung vor der Bühne gepresst). Ich kam also durchaus mit Hip-Hop in Kontakt, aber er blieb so etwas wie ein offenes Geheimnis, eine Art von Wissen, das da war, das man aber nie bewusst nutzte. Vermutlich ging es anderen Weißen in meinem Alter ähnlich. Viele von uns machten damals den Fehler, uns dem Hip-Hop (als was eigentlich genau: einer Identität?) nicht voll und ganz hinzugeben. (Auch hier gab es natürlich Ausnahmen. Ich erinnere mich noch gut daran, wie verblüfft ich war, als ich eine frühe Ausgabe des Fanzines *The Source* in die Finger